



Roland Schneidereit

Irritationen

um Fräulein Simone

Roland Schneider
Irritationen um Fräulein Simone

Roland Schneidereit

Irritationen
um Fräulein Simone

EDITION
Noack  Block

Umschlagabbildung: „Rosenduft“. © Johannes Vortmann

ISBN 978-3-86813-005-8

© Edition Noack & Block

Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig

Printed in Germany

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.noack-block.de

Mit zweiundsiebzig Jahren ist es an der Zeit, sein Leben zu ordnen. Ich habe lange überlegt, wann dafür der richtige Zeitpunkt sein könnte. Nun, ich gehöre zu den Glücklichen, die alt werden durften. Da ich aber jetzt in mir das Verlangen des Todes nach meiner Person verspüre, will ich eine Geschichte in die Öffentlichkeit tragen – mir sozusagen von der Seele schreiben –, die ich als Zeuge erlebt habe, als ich vierundzwanzig Jahre alt war. Die Geschehnisse, von denen ich berichten will, begannen im Jahre 2034. Alten Menschen wird oft eine Trübung ihres Geistes nachgesagt. Das mit dem Geist mag auch auf mich zutreffen, denn die Begebenheit liegt seit Jahren auf meiner Seele und sie gehört zu den Angelegenheiten, die ich vor meinem Tode geordnet wissen will. Verzeihen Sie mir, wenn ich an einigen Stellen zu sehr ins Schwatzen geraten sollte. In meinem Alter wird der Mensch komisch. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll. Ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, ich sollte auf meine innere Stimme hören und mich öffnen, sonst könnte ich nicht mit ruhigem Gewissen sterben. Natürlich ist das dumm, aber ich weiß nicht, wie das sein wird, mit einer Last zu sterben. Schließlich will ich keine Schulden auf dieser Welt hinterlassen.

Ich habe meiner Geschichte den Namen *Irritationen um Fräulein Simone* gegeben. Denken Sie nicht, Fräulein Simone wäre eine meiner Geliebten, sie wusste ich eher als gute Freundin, mit der ich eine Menge erlebt habe, die ich in all den Jahren sehr schätzen lernte und die mir auf dieser Welt viel bedeutet. Dennoch, ein klein wenig geliebt habe ich sie auch. Simone nicht zu

lieben, war fast eine Unmöglichkeit. Die Schuld daran muss ich Simone geben. Frauen sind ja immer an allem schuld. Obwohl, in diesem Fall kann ich ruhigen Gewissens sagen, ihre Schuld war von der Art, für die ich Simone nicht verantwortlich machen kann. Aber lassen wir das, Sie merken, ich komme ins Schwatzen. Meine Frau sagt immer, ich sei schon ein wenig wirr im Kopf. Wo sie Recht hat, hat sie Recht. Jedenfalls, gleich nach meinem Schulabschluss – ich legte im Jahre 2034 mein Abitur ab – begann ich eine Ausbildung zum Altenpfleger. Damals war das der Beruf mit Zukunft und sehr gut bezahlt, weil Fachkräfte kaum zu bekommen waren. Hände und Geist an alten Menschen abzuarbeiten, nein, dafür auf die Welt gekommen zu sein, erschien vielen nicht als erstrebenswertes Berufsziel. Menschen zu pflegen – mir gefiel diese Arbeit von Anfang an. Vielen meiner Klassenkameraden war es unverständlich, dass ich einen solchen Beruf ergriff. Die Zustände in den Altenheimen spiegelten das gesellschaftliche Bild jener Zeit wider. Zu viele alte Menschen lebten in diesen Heimen, und die Gesellschaft war überfordert mit der Aufgabe, eine vernünftige Betreuung sicherzustellen. Das hätte vielleicht anders ausgesehen, wenn diese Alten eine wirtschaftlich verwertbare Größe gewesen wären. Waren sie aber nicht, sondern genau das Gegenteil. Ich kann deutlicher werden: Die Öffentlichkeit schaute weg. Die Gesellschaft besaß bei uns die Fähigkeit, Entwicklungen mittels Wegschauen totzuschweigen. Dabei waren die Altenheime gut ausgestattet, die Pflege wies keinerlei Mängel auf, die alten Menschen erhielten eine umfassende Betreuung und

Pflege. Die Schwächen der Pflege, wie sie Anfang des Jahrhunderts bestanden hatten, gehörten der Vergangenheit an. Die Alten selbst stellten inzwischen das Problem dar, zu viele benötigten eine menschenwürdige Betreuung. Sie lagen auf dem Land wie eine zentnerschwere Last, drückten alles nieder, drückten sozusagen auf die Psyche des Landes.

Dass ich in meiner Geschichte, wenn ich unser Haus erwähne, nicht „Seniorenwohnpark“ schreibe, bitte sehen Sie mir das nach, der Begriff „Altenheim“ trifft den Ort und was in seinen Mauern geschah einfach besser. Diese Plätze sind Heime und nichts anderes. Jede andere Bezeichnung verschleiern nur das, was wirklich darin passiert. Und ich will nichts beschönigen, habe aber auch keinen Grund, Dinge schlecht zu reden, die ich nie im Sinne von schlecht erlebt oder, besser gesagt, als schlecht empfunden habe. Mir blieb es bis heute erspart, mich mit der Einweisung in ein Altenheim auseinander zu setzen. Und um die Sache mal von der anderen Seite, in der Gewissheit „hier kommst du nie wieder raus“, zu betrachten, darauf verzichte ich gern. Obwohl, aus dem Leben an sich muss ich ja auch irgendwie rauskommen.

Ich erkannte damals in der Pflege der Alten meine Chance für eine lebenslange, berufliche Perspektive, zumal ich, ein Mann, meine körperlichen Stärken gegenüber weiblichen Bewerbern ausspielen konnte. Eine glücklicherweise vollkommen richtige Entscheidung – meine Berufswahl. In den fünfzig Jahren (davon die letzten sechs in der Pförtnerloge, die Knochen machten nicht mehr mit), die ich in meinem erlernten Beruf

gearbeitet habe, sind tausende alter Gesichter an mir vorübergezogen. Wenn ich heute in den Spiegel schaue, erkenne ich manches Antlitz in mir selbst wieder. Die Menschen, die zu uns kamen, strahlten diese Wehmut, diesen Schmerz des Abschieds vom Leben aus. Jedem Bewohner schien dieser Ort zuzurufen: „Du hast dein Ziel erreicht.“ Viele verweilten Jahrzehnte bei uns. Und mit dem Sterben ist das nicht so ein leichtes Ding, wie allgemein gedacht. Der Tod kennt keine Eile, lässt sein Ziel Ziel sein, warum auch nicht. Und ich könnte unzählige Geschichten über diese Alten erzählen, die oft ihr Leben vor mir ausbreiteten, weil sie keinen mehr hatten, der sie kannte, der sie besuchte oder der ihnen zuhören wollte. Also blieb diesen Menschen nur der Pfleger, dem sie ihre Geschichten erzählen konnten. Viele dieser Erzählungen habe ich vergessen und das, was ich hier aufschreibe, hat mir auch keiner meiner Patienten erzählt; ich habe diese Begebenheit mit einem von ihnen zusammen erleben dürfen. Ja, ich sage ausdrücklich: erleben dürfen! Bisher waren meine Ausführungen eher in Moll gehalten. Die Geschichte, die ich erzählen will, ist durchaus nicht traurig. Stellen Sie beim Lesen die Hoffnung auf tiefgreifende Erkenntnisse über Leben und Tod zurück.

Der Mann über den ich berichte – er hieß Knut Hamkensen –, war von Beruf Kapitän und sein Aussehen identifizierte ihn gleich als Seemann. Ein typischer Seebär, groß, kräftig, nicht fett, eher stämmig, das Gesicht voll Bart, ein von der See geprägter Gang. In seinem sympathischen Gesicht blitzten zwei blaue Augen, denen die Fähigkeit gegeben war, verschmitzt zu lä-

cheln. Seinen Charakter würde ich mit dem Wort „rau“ beschreiben, wie die See, aber nie böartig oder bedrohlich, sondern stets offen. Oft benutzte er sein äußeres Erscheinungsbild und seine brummige Art, um unliebsame Zeitgenossen auf Abstand zu halten. Es konnte durchaus mal passieren, dass er ein wenig knurrte. Viele Menschen gleichzeitig in seiner Nähe – für Knut Hamkensen, der jahrelang die Weite der Meere hatte genießen können, eine beklemmende Vorstellung. Wenn er den Mund aufat, erfüllte seine weiche, gutmütige Stimme, die konträr zu seinem Äußeren stand, den Raum. Er bediente, wenn ich das sagen darf, alle Klischees, die die Menschen von einem Seemann haben. Das Besondere an ihm: er kam nicht als ganz alter Mann zu uns. Zu diesem Zeitpunkt lebte er bereits allein auf der Welt. Die Verwandten waren ihm ausgegangen. Und mit sechsundfünfzig Jahren beendete er seine große Fahrt. Den letzten Anker warf er in unserem Altenheim aus. Körperlich und geistig war er im Vollbesitz seiner Kräfte, war also den anderen Insassen um einiges voraus. Er hatte in seinem Leben viel Geld verdient, besaß nie eine eigene Wohnung (wozu auch) und hatte mit Sparen und einer Menge Glück ein Vermögen angehäuft. Und wenn ich sage ein Vermögen, dann meine ich damit ein großes, sehr großes Vermögen. Einen kleinen Teil seines Kapitals investierte er nun in seinen Alterssitz, unser Heim.

Jahre später fragte ich Knut Hamkensen, warum er von seinem Reichtum nicht ein schönes Haus gekauft habe. Bei seiner Antwort wich er mehr oder weniger aus. Was ich heraushörte: Ein Haus oder eine eigene

Wohnung erschienen ihm wohl zu unheimlich. Die Wohnung bei uns verpflichtete ihn zu nichts. Jederzeit hätte er sie aufgeben können, und die Möglichkeit dies zu tun, beeinflusste ihn am meisten, sich für uns zu entscheiden. Sie verschaffte ihm die Sicherheit, weiter frei zu sein und keine Bindung eingehen zu müssen. Er bezog zwei Zimmer mit Küche, Bad und Balkon. Warum erwähne ich das? Knut Hamkensen hielt damit ein Privileg in seinen Händen, denn die meisten Insassen bewohnten nur ein Zimmer mit Bad und nahmen an der Gemeinschaftsverpflegung teil. Im Gegensatz zu vielen anderen Bewohnern besaß Knut damit einen großen Vorteil. Sein Gesundheitszustand ermöglichte ihm Bewegungsfreiheit innerhalb und außerhalb des Altenheims. Und meist war er draußen an der frischen Luft. Im Heim dagegen fühlte er Beklemmungen, was ich verstehen konnte, schließlich war in all den Jahren die Bewegung auf unserem Erdball sein zu Hause gewesen. Oft begegneten wir uns den ganzen Tag nicht, denn von morgens, gleich nach dem Essen, bis abends, bis zum Beginn der Nachtruhe, streunte Knut in der Umgebung umher. In ihm wohnte eine schwer zu beschreibende Unruhe, die er nie ganz ablegen konnte. Mir schien es manchmal sogar so, als ob er, selbst wenn er in seinem Sessel saß und scheinbar keine körperliche Aktivität zeigte (er las sehr viel), doch in seinem Inneren ein Perpetuum mobile unterhielt, das seinen Geist steuerte.

Wo er seine Zeit verbrachte, wenn er nicht im Altenheim war, darüber verlor er nie ein Wort. Und ich verspürte kein Bedürfnis hinter sein Geheimnis zu

kommen, denn zu dieser Zeit drang Hamkensen nicht als etwas Besonderes in mein Bewusstsein vor. Er, ein ganz normaler Bewohner des Heimes? Das klingt sicherlich sonderbar, der jüngste Insasse konnte nicht „normal“ sein. Sein Alter weckte natürlich Begehrlichkeiten bei den weiblichen Hausbewohnern. Vielleicht bestand darin der Grund, warum er der Eintönigkeit des Heimes entfloh. Oder aber Knut Hamkensen wollte einer anderen Tatsache, den Folgen des Altwerdens, entweichen. Jedenfalls entzog Hamkensen seine Person dem geregelten Alltag im Heim. Ich selbst hätte das auch nicht den ganzen Tag ausgehalten, hätte ich nicht Geld dafür bekommen und eine Erfüllung im Umgang mit alten Menschen gefunden. Wie jeder Beruf besitzt auch der des Altenpflegers schöne Seiten: das Lächeln und die Dankbarkeit der Alten zu sehen, ihnen ihre kleinen, in den Augen der Jüngeren eher unwichtigen Wünsche zu erfüllen.

Aber Altenheime haben eine Besonderheit, die der Außenstehende nie wieder vergisst, wenn er einmal dort war. Sie haben einen besonderen Geruch, der einem nicht mehr aus der Nase geht, hat man ihn einmal eingeatmet. Dieser Geruch, der der ungeübten Besuchernase rasch den Ekel ins Gehirn trägt. Die Ausdünstungen bestanden aus einem Gemisch von Fäkalien, Eiter, Essen, Desinfektionsmitteln und dem Eigengeruch alter Menschen. Wenn ich diesen beschreiben soll, dann würde ich sagen: eine Mischung aus Urin, Talg und Schweiß. Ich selbst habe diesen Geruch nach einiger Zeit nicht mehr wahrgenommen. Hamkensen, dem sein ganzes Leben lang frische Luft um die Nase geweht

hatte, sagte mir einmal – es war zu der Zeit, als er aus gesundheitlichen Gründen das Haus nicht verlassen konnte – er sagte, ihm falle das Atmen schwer. Er denke immer, er hätte Wasser in den Lungen und nur ein kleiner Teil seiner Lungenbläschen erfülle seine Arbeit noch. Ich wandte dagegen ein, bei seinem Tabakkonsum sei das ganz normal, schließlich hätte er sein ganzes Leben die Lungen mit Rauch und Teer gefüllt. Das Aussehen seiner Lungen beschrieb ich ihm in drastischen Farben. Hamkensen interessierte das nicht, er pflegte sein Laster, bis er starb. Dabei muss ich sagen, die Rauchschwaden, die er ausblies, rochen wenigstens halbwegs gut, eine Mischung aus Süße und Exotik. Mit der Leitung des Hauses bestand eine entsprechende Vereinbarung, und das, obwohl im ganzen Gebäude ein strenges Rauchverbot galt. Knuts Geld privilegierte ihn. Das galt auch für den Verzehr von Spirituosen; in diesem Punkt fragte Hamkensen gar nicht erst. In seinem Zimmer stand ein Schrank mit einer kleinen Bar, die er mit den erlesensten Bränden aus allen möglichen Naturprodukten bestückte. Er bot mir mehrmals an, mit ihm einen seiner Brände zu trinken, wie er sie nannte, natürlich musste ich ablehnen, ich arbeitete ja meist zu dieser Zeit. Jedoch passte mich Knut in regelmäßigen Abständen, meist zum Feierabend, ab. Aus Anstandsgründen blieb mir nichts weiter übrig, ich trank dann einen mit. Ich mochte diese hochprozentigen Sachen nicht, ihm zuliebe habe ich ein Gläschen getrunken. Mehr brauchte ich nicht zu schlucken, da ich die Ausrede hatte, mit dem Auto nach Hause fahren zu müssen. Zu meinem Glück kaufte er mir das ab. Mich auf-

zufordern, ich könnte ja mal zu Fuß kommen, war ausgeschlossen, denn ich musste ja jeden Tag fünfunddreißig Kilometer fahren. Das erste und einzige Mal, dass ich meinen täglichen Fahrweg nicht hasste, der mich in meinem Leben unendlich viel Zeit kostete. Zeit, die ich nie wieder zurückholen konnte. Zeit, die weder mir noch der Gesellschaft je Nützliches einbrachte. Sie merken, ich schweife wieder ab. Ich muss mich mehr konzentrieren.

Was war Hamkensen nun für ein Mensch? So, wie ich mich an ihn erinnere, gehörte er zu der Gattung Mann, die nach außen hin, aufgrund seiner Erscheinung, Furcht einflößend wirkte, im Inneren aber weich wie ein Wattebausch war. Er verstand diese seine Schwäche, wenn ich überhaupt von Schwäche sprechen kann, natürlich zu überspielen, denn er wusste genau, wie sein Erscheinungsbild beeindruckte und auf andere wirkte. Vor allem auf die alten Damen im Heim. Seine Rolle, die des alten Seebären, der von langer Fahrt heimgekehrt war, das hatte was. Nur in seinen letzten zwei Lebensjahren gelang ihm das nicht mehr. Ich kam mehrmals dazu, da saß er in seinem Zimmer und weinte. Er weinte manchmal hemmungslos. Eine oder handelte es sich dabei um *die* Ursache, könnte das Ergebnis der Geschichte sein, die ich hier erzählen will. Was rede ich da für Unsinn. Weshalb er weinte, das werden sie verstehen, wenn sie seine Geschichte kennen. Fast schien mir damals, er bemerkte nicht einmal, dass ich in seinem Zimmer stand und irgendeine Tätigkeit verrichtete. Dazu kam, er trank gerne, wenn auch nicht übermäßig. Und er rauchte sein Pfeifchen. Viel mehr

blieb ihm ja zu diesem Zeitpunkt nicht in seinem, nun fortgeschrittenen Alter. Heute sehe ich das ja selber an mir. Was ist mir geblieben? Jetzt verstehe ich Knut Hamkensen mit der Untätigkeit in seinen letzten Jahren, die Folge seiner eingeschränkten Bewegungsfreiheit war. Da blieben ihm nur Erinnerungen, wie mir, jetzt, da ich das niederschreibe. Ich bin mein eigener Pflegefall und mein Laster sind Süßigkeiten, die ich in Unmengen verzehre. Mein Arzt sagt immer, ich solle damit aufhören, denn von zu viel Zucker bekäme ich Krebs. Ich lache ihn innerlich aus. Krebs ist schließlich heilbar. Und spielt diese Erkrankung bei einem 72jährigen Mann wie mir überhaupt eine Rolle? Na gut, er tut ja auch nur seine Pflicht, obwohl er sich bei mir eigentlich sparen könnte, gesundheitliche Leiden vorherzusagen. Bei seinen jüngeren Patienten kann ich solche Ermahnungen verstehen.

Meine Konzentration lässt zu wünschen übrig, ich schweife ab. Sehen Sie mir das bitte in meinem Alter nach. Ja, und in den ersten Jahren konnte Hamkensen natürlich das Haus allein verlassen, je nach Belieben. Er verweigerte allen anderen alten Menschen die Anteilnahme an seiner Person, solange er bei uns wohnte, indem er nie an geselligen Nachmittagen oder ähnlichen Veranstaltungen teilnahm. Wie er mir einmal sagte, lag das daran, dass er auf See immer von einem Gefühl der Einsamkeit umgeben gewesen war und das hätte ihm gut getan. Er schwärmte von seinen langen Reisen auf See, allein auf der Brücke hatte er manchmal stundenlang das Schauspiel beobachtet, das ihm die Natur bot. Viel und ausführlich erzählte er von den